

NOTWENDIGER ABSCHIED VOM Akademiker. – In allen modernen Industriegesellschaften – in Ost und West – hat nach dem zweiten Weltkrieg etwas stattgefunden, das Bildungsexplosion zu nennen man sich angewöhnt hat. Damit ist natürlich nicht gemeint, daß die Menschen plötzlich weltweit gebildeter geworden wären: Homer, Dante, Shakespeare und Goethe werden heute kaum mehr gelesen als früher. Gemeint ist vielmehr, daß die modernen Industriegesellschaften es sich leisten können, ihre jungen Menschen nicht schon möglichst früh in den Arbeitsprozeß zu schicken. Sie können es sich erlauben, ja wünschen, daß sie mehr und länger lernen. In allen entwickelten Ländern hat sich folglich die Zeit, die junge Menschen durchschnittlich an Schulen verbringen, erheblich verlängert. Genauso hat sich die Zahl der Studenten vervielfacht. Folge dieser zahlenmäßigen Explosion sind überall in der Welt krisenartige Anpassungsschwierigkeiten der Bildungseinrichtungen, insbesondere der Universitäten, an die neuen Anforderungen.

Es sieht nun aber so aus, als ob wir uns in der Bundesrepublik mit der Anpassung an die neue Lage – Vervierfachung der Zahl der Studenten in einem Vierteljahrhundert – besonders schwer tun. Warum ist das so?

Die Antwort, die darauf im allgemeinen gegeben wird, sucht die Schwierigkeiten im Organisatorischen: der mangelhaften Bundeskompetenz, dem »Postkutschen«-Föderalismus und der Schwerfälligkeit der Universitätsverwaltungen. An all dem ist sicher einiges dran, aber den Kern des Problems trifft es nicht. Die riesige, viel kompliziertere Hochschullandschaft Amerikas entbehrt der »ordnenden Hand« noch mehr, und doch sieht es so aus, als würde man in den USA der Probleme des Massenzugangs zu den Hochschulen viel besser Herr.

Wir Deutschen sind für Institutionen nicht sonderlich begabt, und doch gibt es zwei Einrichtungen, die wir weltweit exportiert haben. Die eine war der preußische Generalstab – alle haben ihn nachgemacht –, die andere die humboldtsche Universität,

die mit ihrer Verbindung von Forschung und Lehre von Chicago bis Kyoto Bewunderung und weithin Nachahmung fand. So schlecht, wie man sie heute gerne macht, kann die alte deutsche Universität nicht gewesen sein, und doch erscheint sie mir denkbar ungeeignet, dem zukünftigen Massenbedarf an höherer Bildung zu entsprechen.

Die erste historische Belastung unseres Hochschulsystems folgt aus der sonst nirgendwo in der Welt so ausgeprägten Absetzung der Hochschule von der Schule. Die deutsche Universität versteht sich als Nicht-Schule, als Antischule. Alle deutschen Definitionsversuche des Begriffs einer wissenschaftlichen Hochschule werden gewonnen durch Absetzung vom Begriff der Schule. In bezug auf Lehr- und Lernmethode will sie etwas ganz anderes sein. Der deutsche Student ist in Konsequenz dieses Verständnisses in einzigartiger Weise frei, oder formulieren wir es von der Schulpraxis aus gesehen: unbeaufsichtigt. Wie der deutsche Student das notwendige Wissen erwirbt, ist im Prinzip seine Sache. Die Universität bietet sich ihm an, aber sie drängt sich ihm nicht auf. Im Vergleich zur deutschen Übung ist der französische, englische, amerikanische Student ein ständig mit Hausaufgaben bepackter, abgefragter, gegängeltes *Schüler*. Es liegt auf der Hand, daß die im alten deutschen System vorausgesetzte Freiheit des Lernens auf eine kleine Elite – wenn überhaupt – anwendbar war; bei großen Massen führt sie zur Dekonzentration und zu massenweisem Versagen. Die wichtigste Reform des Studiums in den vergangenen Jahren bezog sich daher auf eine stärkere Konzentration des Studiums, oder sagen wir es doch ruhig deutlicher: es ging um eine Verschulung zumindest des Grundstudiums während der ersten vier Semester. Daß das richtig, ja zwingend notwendig ist, ist bis heute keineswegs anerkannt. Konservative Professoren und revolutionäre Studenten sehen in holder Eintracht heiligste Freiheitsgüter gefährdet, und die staatliche Hochschulpolitik in bezug auf die Fachschulen und Fachhochschulen, insbesondere

die Pädagogischen Hochschulen, meint konkret ihre Entschulung, wenn sie sie zu wissenschaftlichen Hochschulen anheben will.

Mit der Trennung von Schule und Universität eng zusammenhängend sehe ich die zweite historische Last in dem so besonders praxisfernen, an der Theorie orientierten Begriff der Wissenschaft, an dem sich die deutsche Universität seit Humboldt orientiert.

Der deutsche Idealismus, der den philosophischen Mutterboden für Humboldts Reformen abgab, war ja der Versuch, den Begriff der Wissenschaft ganz an der Theorie festzumachen. In seiner Folge ist es nirgendwo so schwer gewesen wie in Deutschland, die Brücke von der Wissenschaft zur Praxis zu schlagen. Die Universität ganz von der Forschung her zu begründen, das ist mit einer solchen Radikalität außerhalb Deutschlands nirgendwo versucht worden. Nirgendwo ist der Bruch von Schule und Universität, Leben und Wissenschaft, Praxis und Theorie so einschneidend gewesen wie bei uns. Daß die Bedürfnisse der Berufsausbildung das Wissenschaftsverständnis und die an der Universität zu lehrenden Gegenstände zu bestimmen haben oder zumindest entscheidend mitzubestimmen haben – sind Universitäten doch etwas anderes als wissenschaftliche Akademien –, das ist nirgendwo auf so leidenschaftlichen und hartnäckigen Widerstand gestoßen wie in Deutschland, sowohl im Munde von Professoren wie gegenwärtig von Studenten, die damit eine bornierte Tradition nur fortsetzen.

Daß die Universitäten Stätten der Berufsausbildung sein müssen, das hat sich die deutsche Universität ohne Zögern nur für die drei ersten Fakultäten zu eigen gemacht, in denen schon vor dem Idealismus, vor Humboldt ganz selbstverständlich die spezifisch akademischen Berufe des Pfarrers, Juristen und Arztes ausgebildet wurden. Die Philosophische Fakultät, bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts nur propädeutischen Aufgaben dienend, nun aber das Selbstverständnis der nachhumboldtschen Universität wesentlich bestimmend, hat sich diesem Tatbestand gegenüber seitdem im-

mer zu sperren gesucht. Der Widerstand gegen die Ausbildung der Gymnasiallehrer im vergangenen, der Widerstand gegen eine akademische Ausbildung der Volksschullehrer in unserem Jahrhundert, auch der Widerstand gegen die Gleichstellung der Technischen Hochschulen mit den Universitäten, all das sind keine Ruhmesblätter in der Geschichte der deutschen Universität. Man vergleiche nur einmal das Vorlesungsverzeichnis einer amerikanischen Universität mit dem einer deutschen, um zu sehen, mit welcher Leichtigkeit, fast würden wir sagen Bedenkenlosigkeit, sich die amerikanische Universität Ausbildungsaufgaben rein praktischer Art öffnet, die bei uns bestenfalls als passable Volkshochschulthemen anerkannt würden.

Hier stellt sich nun aber ein drittes Problem. Obwohl die deutsche Universität sich lieber an der Forschung als an der Lehre orientiert, sind ihre Studiengänge nichtsdestoweniger in viel stärkerem Maße und viel ausschließlicher auf eine Berufsqualifizierung hin orientiert als in den angelsächsischen Ländern. In der Mitte der angelsächsischen Universitäten steht noch immer ein Stück verlängerter Schule – das College –, an dem der Student drei bzw. vier Jahre eine allgemeinbildende Studienkombination mit verschiedenen Schwerpunkten studiert, die ihn aber jedenfalls nicht auf bestimmte fixierte Berufsbilder hin ausbildet. Nichtsdestoweniger tritt die Masse der englischen und amerikanischen Studenten – die nicht auf eine berufsqualifizierende Schule geht – mit dieser Ausbildung, besser sollte man sagen: mit dieser Bildung, direkt in die Berufswelt ein. Allerdings akzeptieren Staat und Gesellschaft die Abgangszeugnisse dann auch nicht ohne näheres Hinschauen wie bei uns in Deutschland als Eintrittsbillet in berufliche Laufbahnen. Vielmehr steht am Beginn des Eintritts in das Berufsleben der Wettbewerb. Man bewirbt sich um eine Stelle, und die Aufnahme-prozedur kommt in der Regel einer Prüfung nahe. Gute Universitätszeugnisse erleichtern den Berufseintritt, aber sie garantieren ihn nicht.

Demgegenüber sind die klassischen deutschen Universitätsprüfungen: die Approbation des Mediziners, das Referendarexamen des Juristen und die Erste Staatsprüfung für die zukünftigen Gymnasiallehrer Eingangsprüfungen in staatlich privilegierte und geregelte Laufbahnen. Wer nicht auf ein solche Laufbahn hin studiert und seinen Abschluß macht, gilt an der deutschen Universität und in der Gesellschaft als akademischer Abenteurer. Wer in der alten Philosophischen Fakultät »bloß« promovierte, etwa gar in Philosophie oder Kunstgeschichte, oder heute mit Soziologie oder Politikwissenschaft im Hauptfach statt des Staatsexamens ein Magisterexamen ablegt, der rief und ruft Kopfschütteln hervor. Was kann so einer – außer Professor – denn schon werden? Verlagslektor vielleicht oder – noch schlimmer – Zeitungsschreiber. Nur die deutsche Universität züchtet den spezifischen Akademikerdünkel, der sich aber weniger an eine wissenschaftliche Ausbildung als an bestimmte »akademische« Berufe knüpft. Diese Berufe sind alle viel weniger durch ihre Ausbildung als durch ihre spezifische Nähe zum Staat charakterisiert. Die klassischen akademischen Berufsbilder der deutschen Universität sind ohne Ausnahme charakterisiert durch ihre spezifische staatliche Nähe. Der Staat garantiert die Berufsbilder, die Laufbahn und nicht zuletzt die Höhe des Anfangsgehalts. Als »Akademiker« kann sich verstehen, wer hoffen darf, nach A 13 im Anfangsgehalt bezahlt zu werden: so der Studien-, Regierungs- und Amtsgerichtsrat. Der Bundesangestelltentarif, der für Universitätsabgänger gilt, die kein Staats-, sondern ein Diplomexamen ablegen – auch diese Examina sind staatlich sanktioniert –, ist dem Gefüge der Beamtenbesoldung genau nachgebildet.

Wir sehen, im deutschen Universitätssystem steckt ein tiefer Widerspruch. Nach innen, in ihrem geistigen Selbstverständnis, orientiert sich die deutsche Universität an ihrem Auftrag, Forschung und Lehre – das heißt Lehre und Wissenschaft – zu betreiben. Das ist die Idee des neunzehnten Jahrhunderts. De facto, im sozialen Zusammenhang,

wird die deutsche Universität aber noch immer sehr viel stärker gespeist aus ihren Gründungsimpulsen, die weit hinter das neunzehnte Jahrhundert zurückreichen¹. Die übliche betriebsblinde Antwort auf die Frage nach den Aufgaben einer Universität: Forschung und Lehre zu betreiben – ist einfach falsch, sie widerspricht der immer noch maßgeblich obrigkeitstaatlichen Tradition der deutschen Universitäten.

Denn eben mehr als alle anderen Universitäten der Welt ist die deutsche durch etwas in ihrer Aufgabenstellung bestimmt, das beim zweiten Nachdenken zwar als selbstverständlich erscheint, im Selbstverständnis der Universität seit mehr als einem Jahrhundert aber allzu sehr in den Hintergrund gerückt ist. Denn die erste, primäre, sie in ihrer Existenz und in ihrem Ursprung noch immer begründende Aufgabe ist nicht Forschung und Lehre, sondern die Ausbildung junger Menschen für die sogenannten akademischen Berufe. In der Sprache der Hochschulgesetze: »Sie bereitet die Studenten auf Berufe und Aufgaben vor, für die eine wissenschaftliche Ausbildung erforderlich ist.« Das Besondere einer Universität gegenüber einer Fachschule besteht nach deutschem Verständnis einzig darin, daß diese sie konstituierende Ausbildungsaufgabe von Lehrern wahrgenommen werden soll, die »forschen«. Die Ausbildung für akademische Berufe soll keine schulmäßige, keine durch bloße Lehrer sein, sondern sie soll eine gelehrte Ausbildung durch Gelehrte sein. Auf jeden Fall aber Ausbildung!

Die Aufgabe der deutschen Universität, Studenten auf bestimmte akademische Berufe vorzubereiten, ist bis vor kurzem durch nichts so gesichert und bestimmt worden wie durch die traditionelle Fakultäteneinteilung. Wonach konstituierten sie sich? Waren sie wirklich so willkürlich, so zufällig, so »irrational« zugeschnitten, wie man es gerne darstellt? Sowohl in ihrem historischen Ursprung wie in ihrem inneren Zusammenhang konstituierten sich zumindest die ersten drei Fakultäten – die Theologi-

¹ Vgl. Paul-L. Weinacht in diesem Heft S. 86.

sche, die Juristische, die Medizinische – einzig durch Berufe, für die sie eine akademische Ausbildung sichern sollen. Im Gegensatz zu manchen ausländischen Universitätsgründungen sind alle deutschen Universitäten Produkte kirchlicher und landesherrlicher Stiftung. Sie alle verdanken nichts anderem ihre Existenz als dem landesfürstlichen Bedürfnis, richtig, das heißt dem Bekenntnis entsprechend ausgebildete Pfarrer, wissenschaftlich ausgebildete Richter und gelehrte Beamte, schließlich wissenschaftlich ausgebildete Ärzte von der Universität geliefert zu bekommen. Sie dienten, in der Sprache von heute, einem gesellschaftlichen Bedürfnis, gewiß auch einem bestimmten gesellschaftlichen Interesse. Die Geschichte der deutschen Universitäten spricht eine ernüchternde Sprache. Die Berufsbezogenheit zu sichern, die Studenten vor leeren Theorien zu bewahren, das ist durch die Jahrhunderte hindurch der Inhalt der staatlichen Aufsichtsfunktion gewesen. In sehr vermittelter Weise, aber immerhin durch die Tatsache, daß die Abschlußprüfungen der ersten drei Fakultäten mit den damit verbundenen Einflußrechten für die überwältigende Zahl ihrer Studenten staatliche bzw. kirchliche Eingangsprüfungen und keine akademischen Abschlußprüfungen sind, gilt das noch heute.

Diese Einheitlichkeit der berufsbezogenen Aufgabenstellung ist im Rahmen der deutschen Universität von Anfang an durchbrochen worden nur durch ihre vierte, die Philosophische Fakultät. In ihrem Ursprung bloß propädeutische Fakultät, Oberstufe des Gymnasiums und Vorschule des theologischen Studiums, ist sie die Fakultät der brotlosen Künste, der Artisten. Nie bis zum Beginn des vergangenen Jahrhunderts hat sie, die nicht für eine Praxis ausbildete, sondern Wissenschaft »als solche« betrieb, das Selbstverständnis der deutschen Universität bestimmen können. Und sie hat dies nach den Humboldtschen Reformen und der Durchsetzung der Humboldtschen Wissenschaftsidee, die wesentlich eine Idee der Philosophischen Fakultät war und geblieben ist, auch nicht tun können. Die Orientierung

der Fakultätsaufgaben schlicht an »Forschung und Lehre«, an der Erkenntnis einer ausschließlich als *theoria* begriffenen Wahrheit, das macht sich ganz nett in akademischen Festreden, aber so einfach hat es sich ein Theologe, ein Jurist, ein Mediziner nie machen können. Bei aller inneren Unabhängigkeit und der tunlichsten Grundlegung aller Lehre in eigener Föschung blieb das Berufsbild, auf das hin ausgebildet wird, für diese Fakultäten immer forschungs- und lehrbestimmend. Ganz gewiß nicht zu ihrem Schaden, noch viel weniger zu dem der Gesellschaft. Dagegen ist es seit anderthalb Jahrhunderten bis zum heutigen Tage das Problem und der Schaden der Philosophischen Fakultät, daß sie sich der ihr zugewachsenen Aufgabe, die Fakultät zu sein, die die überwältigende Masse der zukünftigen Lehrer der höheren Schulen ausbildet, mit so viel innerem Widerstreben und Dissimulieren zuwendet. Immerhin, sie erfüllt diese Aufgabe, und die Tatsache, daß siebzig bis achtzig Prozent ihrer Studenten auf das Staatsexamen zusteuern, gibt dieser Fakultät den eigentlichen institutionellen und gesellschaftspolitischen Zusammenhalt.

Das eigentlich bestimmende Traditionselement der deutschen Universität ist also die Tatsache, daß sie die Ausbildungsstätte für bestimmte, scharf umgrenzte sogenannte akademische Berufe ist, Berufe, die im Kern durch ihre besondere Nähe zum Staat bestimmt sind.

Diese, wie ich glaube, problematische, wenn nicht gar faule Tradition steuert nun aber auch alle mir bekannten Überlegungen, die auf die Anpassung der Hochschulen auf die Studentenlawine des nächsten Jahrzehnts gerichtet sind. Das Zauberwort heißt Entwicklung und Differenzierung neuer, eine akademische Bildung verlangender Berufsbilder. Faktisch läuft das allerdings bisher nur auf eine Anhebung von bisherigen Fachschullehrgängen – für Krankenschwestern, Rechtspfleger, Sozialhelfer, Programmierer usw. – in die Höhen akademischer Studiengänge hinaus. Statt Ballast abzuwerfen, überfrachten wir die Universität mit neuen spezialisierten Ausbildungsgängen, an deren

Ende immer die Erwartung steht, auf einem sehr hohen Besoldungsniveau Eingang in mehr oder weniger gesicherte Berufslaufbahnen zu finden. Nur auf dem Hintergrund dieser Erwartung, mehr oder weniger sicher in den Beruf auch hineinzukommen, kann sich eine Kategorie wie die des akademischen Proletariats entfalten. Akademiker und gesicherte Versorgung – das sind in Deutschland fast zwei Seiten einer Medaille. Wer ein akademisches Studium hinter sich gebracht hat, setzt sich weniger bereitwillig der Gunst und Ungunst des Arbeitsmarktes aus, als das in nichtakademischen Berufen gang und gäbe ist. Man muß also wissen, was man tut, wenn man in einem Lande mit dieser spezifischen Akademikertradition die Zahl der akademischen Berufe ins ungemessene vermehrt.

Mir scheint, der deutschen Hochschulpolitik fehlt vor allem anderen die Einsicht, daß es schlechthin unmöglich sein wird, für alle der ca. eine Million Studenten im tertiären Bereich Mitte des nächsten Jahrzehnts Studiengänge anzubieten, die auf mehr oder weniger eindeutig abgrenzbare Berufsfelder zugeschnitten sind. Selbstver-

ständlich werden die eindeutig berufsqualifizierenden Studiengänge bleiben. Daneben aber wird es eine Bildungsmöglichkeit in der Universität geben müssen, die gerade nicht berufsqualifizierend sein wird, sondern – wenn man das Wort noch gebrauchen darf – allgemeinbildend: mit einem kultur-, sozial- oder naturwissenschaftlichen Schwerpunkt. Man wird diesen Typ des Studenten aber auch brauchen: in der Verwaltung, Wirtschaft und im riesigen tertiären Bereich der modernen Freizeitgesellschaft. Allerdings wird nicht mehr das akademische Zeugnis, sondern der Arbeitgeber entscheiden, ob eine Eignung für die ausgeschriebene Stelle vorhanden ist. Der Akademiker wird seine Privilegien verlieren. Nicht so sehr neue Studiengänge sind zu entwickeln, sondern eine Konzeption der Allgemeinbildung, die es allein für Hunderttausende sinnvoll machen wird, an einer Universität zu studieren und die zugleich geeignet sein wird, soziale Barrieren zwischen akademischer und sonstiger Bildung niederzulegen. Vom Akademiker alter Art heißt es Abschied zu nehmen.

Wilhelm Hennis

Henri Crouzel S.J., geboren 1919, ist Professor für Patristik an der Theologischen Fakultät des Institut Catholique von Toulouse und der Gregoriana in Rom. Den Beitrag S. 1 ff. übersetzte Werner Löser S.J.

Fernand Guimet, geboren 1909, zunächst Generalvikar von Autun, dann Seelsorger der »Paroisse Universitaire«, ist seit 1970 Geistlicher Legationsrat der französischen Botschaft beim Heiligen Stuhl. Er hat sich u. a. befaßt mit dem religiösen Gedanken im Mittelalter, die Trinitätstheologie des Richard von St. Victor und der Theologie der Liebe bei Duns Scotus. Den Text auf S. 23 ff. übertrug H. U. von Balthasar.

Andrée Emery studierte Soziologie und Psychologie, war dann in leitender Stellung im Päpstlichen Säkularinstitut »Unserer Lieben Frau vom Wege« und lehrte zuletzt an einer psychiatrischen Klinik in Beverly Hills. Der Beitrag S. 36 erschien in der »Review for Religious« (Februar 1972). Er wurde von Günter Stitz übertragen.

Walter Brandmüller, geboren 1929, ist Ordinarius für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität Augsburg.

Joseph Gantner, geboren 1896, lehrte bis 1967 Kunstgeschichte an der Universität Basel. Dem Beitrag auf S. 73 ff. liegt der Vortrag zugrunde, den Gantner im Juli 1972 in Freiburg i. Br. gehalten hat.

Paul-L. Weinacht, geboren 1938, ist Professor für Politische Wissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Freiburg und Lehrbeauftragter an der Universität München.

Wilhelm Hennis, geboren 1923, ist Ordinarius für Politische Wissenschaft an der Universität Freiburg i. Br.